

Predigt zum Gottesdienst am Erscheinungsfest 2009 in der Stadtkirche in Ludwigsburg mit der 6. Kantate aus dem Weihnachtsoratorium von Joh. Seb. Bach

„Ich steh an deiner Krippen hier...“ – sang der Chor. Das klingt schön und vertraut und singt sich leicht in der Kirche und in der andächtigen Gemeinde. Aber während die Musik noch in mir nachklingt, ist „mein Geist und Sinn“ weit weg. Das mag mit daran liegen, dass ich im vergangenen Jahr mehrere Reisen nach Israel, nach Syrien und Jordanien und in den Sinai machte. Jetzt steh ich hier und Bethlehem ist weit weg. Das heutige Bethlehem im Westjordanland, im palästinensischen Gebiet, fast vollständig eingeschlossen von einer hohen Betonmauer, dem sogenannten „Sicherheitszaun“, der Israel schützen soll. Er mag ein wenig mehr Sicherheit bedeuten, aber Frieden bringt er nicht. Und die militärische Eskalation im Gazastreifen – auch sie ist keine Lösung, sondern ein todbringender Akt der Verzweiflung.

Meine Gedanken gehen von Israel weiter ins Morgenland, nach Babylonien und Persien – oder wie wir heute sagen: in den Irak und den Iran. Von dort sollen die Weisen ja gekommen sein, gelehrte Männer, Astronomen, die aufmerksam die Sterne am Himmel beobachteten - immer auf der Suche nach neuer Erkenntnis und besserer Orientierung.

In einer Nacht, als Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische so nah übereinander oder hintereinander standen, dass sie wie ein einziger heller Stern am Himmel leuchteten, machen sie sich auf den Weg nach Westen, nach Jerusalem. Sie folgen einem Traum, dem Traum von einem königlichen Kind, das „aller Welt Verlangen“ endlich stillen wird. So die alte Geschichte im Matthäusevangelium.

Wenn wir heute an den Irak und den Iran denken oder an Syrien, an Damaskus, dann vergessen wir meist, welche Schätze der Weisheit - Wissenschaft, Poesie und Religion - zwischen Morgenland und Abendland gesammelt und ausgetauscht wurden und wie viel der Okzident vom Orient empfangen hat. Wir sind so fixiert darauf, dass im Osten „stolze Feinde schnauben“ und uns mit „scharfen Klauen“ und „falscher List“ bedrohen. Die Feinde, die Übeltäter – das sind immer die andern. So entsteht die „Achse des Bösen“ und die Weisheit und die politische Vernunft bleiben auf der Strecke.

Der König Herodes – er ist sozusagen das Böse in Person, die Inkarnation des Bösen. Ein machthungriger Vasallenkönig, eine Marionette Roms, gehasst und gefürchtet von seinem eigenen Volk. Er war kein echter Jude und darum nur umso gieriger nach Anerkennung. Wie besessen von Angst und Misstrauen, sah er überall Feinde und Verschwörer am Werk und ließ unzählige Menschen ermorden, selbst seine eigenen Söhne, seine Frau. Auch wenn der Kindermord von Bethlehem vielleicht nur eine Legende ist, passt sie doch genau zum geschichtlichen Bild dieses Königs.

Wie die weisen Männer bei Herodes auftauchen und nach dem Friedenskönig fragen, den sie nach wochenlanger Wanderung durch mehrere Wüsten und Gebirge endlich zu finden hoffen, da ruft Herodes die Schriftgelehrten und Priester zusammen, seinen Krisenstab sozusagen. Die Spur führt ins nahe Bethlehem und der König erschrickt zu Tode. Scheinheilig bittet er die fremden Besucher, ihm wieder Bescheid zu geben, auch er wolle dann dem neuen König huldigen. (Vielleicht haben manche von vorhin noch das höhnische Gelächter im Ohr, wenn Herodes - im Rezitativ –sagt: „dass ich auch komme und es anbe“ – höhö..

So braut sich aus Angst und Misstrauen, aus Machtgier und Sicherheitsstreben Unheil zusammen – der König wartet, die Berater halten sich heraus. Einem Machtmenschen wie Herodes fällt es nicht schwer, andere vor seinen Karren zu spannen, ob Priester, Gelehrte oder Soldaten.

Die Männer aus dem Morgenland aber gehen ihren Weg weiter Richtung Süden, nach Bethlehem. Am Himmel erscheint wieder der Stern und bleibt stehen über dem Haus und über dem Kind. „*Und da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.*“

Das ist das wundersam sprechende Bild, das wir gewöhnlich vor uns haben, wenn von den heiligen drei Königen die Rede ist. Unzählige Künstler haben es uns durch die Jahrhunderte immer neu vor Augen gemalt: die selige Freude auf dem Gesicht der drei Männer, ihre innige Andacht und tiefe Ergriffenheit, ihre schlichte Demut sei es im Stehen oder im Knien. Das glückliche Ende einer langen Reise, die Erfüllung eines Traums. Und zugleich der Beginn der Rückreise, der Anfang eines neuen, anderen Wegs.

Von Leonardo da Vinci, dem großen Künstler und Wissenschaftler, ist das Wort überliefert: „**Binde deinen Karren an einen Stern.**“

Das haben diese unbekanntenen Weisen getan. Sie haben ihren Karren an einen Stern gebunden wie es auch andere vor ihnen taten. Noah zum Beispiel, der sich mit seiner Arche zum Gespött der Leute machte; oder Mose, der das Volk Israel aus der Knechtschaft in Ägypten heraus durch die Wüste führte; oder jener dritte Jesaja, der den in Babylon Gefangenen die Heimkehr zum Zion versprach: Steht auf, euer Licht kommt!; oder auch Saulus von Tarsus, der Christenverfolger, den vor Damaskus ein Lichtstrahl traf und der dann in Syrien bei den „Leuten des Weges“, wie man die Christen nannte, einen anderen Weg einschlug und zum Apostel Paulus wurde, zum Apostel der Völker. Sie alle haben ihren Karren an einen Stern gebunden und sind einem geheimnisvollen Ruf gefolgt.

Und heute nun spricht die alte Geschichte von den drei Weisen zu uns: „Binde deinen Karren an einen Stern!“ Den Karren, in dem deine Fragen sind und deine Zweifel, dein Leben voller Widersprüche, deine Angst und deine Sehnsucht, auch dein Versagen und deine Hilflosigkeit, der Alltag deiner Aufgaben und Verpflichtungen und der Traum von einem ganz anderen Leben. Binde deinen Karren an einen Stern und mach dich auf den Weg mit einer Kraft, die größer ist als deine eigene Kraft und mit einem Vertrauen, das alles übersteigt, was sich vorhersehen und kalkulieren lässt.

Lass dich nicht vor den Karren irgend eines Herodes spannen. sondern nimm – wie die Weisen aus dem Morgenland – einen andern Weg.

Die Männer – Kaspar, Melchior und Balthasar, wie man sie viel später genannt hat, als man sie dann auch den drei damals bekannten Erdteilen zuordnete – diese Männer haben das Kind in der Krippe gesehen, das schutzlose, kleine Menschenkind. In diesem Kind erschien ihnen die Ahnung einer Herrschaft ohne Angst und Gewalt und ohne Gier nach Macht und Geld. Sie haben ihre Schätze aufgetan: Gold für die Armut des Kindes, Myrrhe für seine Gesundheit, Weihrauch gegen den Gestank im Stall – so interpretiert Thomas von Aquin die königlichen Gaben. Andere haben die Symbole auf ihre Art gedeutet.

Wichtig ist: die staunenden Könige aus dem Morgenland haben sich von kostbaren Schätzen gelöst, von dem, was sie aus fernen Landen mitgebracht hatten, und sie haben Freude dafür eingetauscht und Vertrauen und den Segen für ihren Weg. Auf vielen alten Bildern kann man sehen, wie das „neugeborene Kindelein“ segnend die Hand erhebt, und so erscheint in dem Kind von Bethlehem bereits der Rabbi Jesus von Nazareth und in dem Kind in der Krippe schon der Mann am Kreuz.

Die 6. Kantate des Weihnachtsoratoriums beschreibt, was geschieht, wenn man seinen Karren an einen Stern bindet oder anders gesagt: wenn man den Weg zu dem Kind in der Krippe findet und auf einem neuen Weg weitergeht.

„Wir wollen dir allein vertrauen“, sang am Anfang der Chor, stellvertretend für uns, die Gemeinde.
„Herr, wenn die stolzen Feinde schnauben,/ so gib, dass wir im festen Glauben nach deiner Macht und Hilfe sehn!“

Wenn nachher die Musik wieder beginnt, werden wir ein zartes Liebeslied hören, ein Lied voll glücklicher Gewissheit:

„Genug, mein Schatz geht nicht von hier,
er bleibet da bei mir,
Ich will ihn auch nicht von mir lassen.“

*Sein Arm wird mich aus Lieb
mit sanftmutsvollem Trieb
und größter Zärtlichkeit umfassen...*

Und darauf folgt ein sieghaftes Vertrauenslied:

*„Nun mögt ihr stolzen Feinde schrecken;
was könnt ihr mir für Furcht erwecken“*

Das ist nicht unsere Sprache, das ist barock, sagen wir. So überschwänglich, so beinahe schwärmerisch reden wir nicht. Wir sind nüchterner und wortärmer und manchmal auch stumm und wie gelähmt. Dann schauen wir sprachlos und hilflos auf die Herodeswelt um uns herum. Wir sehen die Kinder, die im israelischen Aschkalon und Beerscheva von den Kassem-Raketen der Hamas Tag und Nacht geängstigt und immer wieder getroffen werden. Und wir sehen die Kinder im Gazastreifen, über denen seit Tagen Israels Flugzeuge fliegen und Tag und Nacht Bomben abwerfen – und jetzt fahren auch noch die Panzer durch die Straßen. Ein hundertfacher Kindermord hüben und drüben– bis zu welchem bitteren Ende? So sieht sie aus, die Herodeswelt - im Nahen Osten und an vielen andern Orten. Die Politiker, all die weisen Männer und Frauen, wissen keinen Rat und wagen keinen anderen Weg und so regiert auf beiden Seiten die Gewalt.

Was soll da ein Stern am Himmel? Trotzdem: wie ein heller Hoffnungsstern will sich die Kantate mit dem beharrlichen, immer neu gesungenen „hier“ und „bei mir“ der Seele einprägen – *„mein Schatz, mein Hort ist hier bei mir“* - wir werden es gleich hören! Der Stern will mit auf den Karren, den wir durch die staub-und aschebedeckten und gefährlich verminten Straßen unserer Wirklichkeit ziehen. Äußere Sicherheit gibt es nicht in der Welt, sie ist Illusion, aber innere Gewissheit gibt es und Hoffnung, höher als alle Vernunft.

So hören wir dann am Ende den Schlusschoral mit den jubelnden Instrumenten: *„Nun seid ihr wohlgerochen“*...Die Melodie ist alt und immer wieder verbindet sich mit ihr ein neuer Text: *„Mein Gemüt ist mir verwirret, das macht ein Jungfrau zart“* – mit diesem alten Liebeslied fing es an, dann entstand zur gleichen Melodie ein anderer Text, der hieß: *„Herzlich tut mich verlangen nach einem sel'gen End“* ein Sterbelied. In der 1. Kantate des Weihnachtsoratoriums hörten wir die Melodie dann als Adventslied: *„Wie soll ich dich empfangen“* - und wer gut hinhörte, erinnerte sich vielleicht an noch ein anderes Lied und andere Worte zu dieser Melodie, nämlich *„O Haupt voll Blut und Wunden“*.

Ja, Gott sei Dank - sie bleiben hier - bei uns: das Kind in der Geburtshöhle von Bethlehem, das Kind, das mit seinen Eltern nach Ägypten flieht und dort um Asyl bittet, der wandernde Rabbi von Nazareth, ein geduldiger und manchmal auch ein zorniger Lehrer, der sanftmütige König auf dem Esel, der sterbende Gottessohn am Kreuz, dem jemand als letzte Wohltat Myrrhe hinaufreicht, damit er seinen Schmerz ein wenig stillen kann. Jesus – der Menschen Bruder – er bleibt bei uns.

In solcher Unscheinbarkeit und Niedrigkeit, in so viel Angst und Schrecken, in solcher Nacht, in solcher Liebe erscheint der helle Morgenstern, der Glanz Gottes, die Herrlichkeit – und bleibt – hier – bei uns. So gilt der ganzen Welt, was der Chor zum Abschluss singt: *„bei Gott hat seine Stelle das menschliche Geschlecht.“* Damit wir Kinder Gottes endlich menschlich werden.

Amen.

Dorothea Margenfeld